Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 49. Posen, den 4. Dezember. 1892.

In der Sommerfrische.

Eine Erzählung von Marianne Sell.

(Fortsetzung.)

Aber leider behielt der grüne Wetterprophet vorläufig Recht, denn es regnete nach wie vor und jeden Morgen zeigte der Himmel dasselbe eintönige Grau. Es war schier zum Verzweifeln. Wenn die Kanzleiräthin jetzt nicht ihr „Häusel" gehabt hätte! Da drinnen saß sie behaglich und warm und konnte die gesunde, frische Luft genießen. Nur eins störte ihren Ordnungssinn: Mäuse und Motten hatten den geblümten Stoff gar zu sehr zernagt. „Kannst Du ihn nicht ein wenig ausbessern, Helene?"

Die Tochter besah die spanische Wand von allen Seiten.

„Gewiß, und bei dem langweiligen Regenwetter wäre die Arbeit eine ganz nette Unterhaltung."

Auch dem Herrn Doktor war plötzlich die zerfetzte Tapete von seiner Mutter Häusel ein Gräuel. „Paul, wir wollen die Wand neu bekleben", schlug er dem Bruder vor, „wenn Du etwas zu thun hast, machst Du keine dummen Streiche."

Mit Feuereifer ging dieser ans Werk; trotz dem strömenden Regen lief er zum Dorfkrämer, um buntes Papier und Bilderbogen einzukaufen; zunächst hatte er sein Augenmerk auf Soldaten gerichtet, aber als der Vorrath erschöpft war, griff er nach Theaterfiguren und brachte die „Zauberflöte" nach Hause. Jetzt gings an die Arbeit, Elschen machte sich als Handlanger nützlich; sie rührte für den Herrn Doktor den Kleister, half Paul beim Ausschneiden der Soldaten und holte für Helene von Frau Krauthuber bunte Stoffreste herbei. War das ein Lachen und Flüstern, ein Hin- und Herhuschen auf dem neutralen Gebiet zwischen den beiden feindlichen Lagern. Theodor hatte bald seinem Bruder die Arbeit allein überlassen und sah Helenen zu, die kunstvoll, als sollte das Häusel in einem Museum aufgestellt werden, aus buntem Stoff allerlei Blumen ausschnitt und mit zierlichen Stichen auf den schadhaften Stellen festnähte.

Da ertönte die Stimme der Kanzleiräthin dumpf hinter der Wand. „Bist Du endlich fertig, Helene?" und die Steuerräthin mahnte auf der anderen Seite: „Du wolltest mir doch vorlesen, Theodor."

Gehorsam nahm dieser mit seinem Buche zwischen Thür und Angel Platz, und Helene setzte sich still neben ihre Mutter mit ihrer Arbeit und hörte zu. Es war doch hübsch in Schlangendorf — selbst bei Regenwetter.

X.

Endlich wurde auch dem Laubfrosch der „Amicitia" der ewige Regen langweilig; er schwang sich beständig in höhere Regionen und siehe da, das Wetter klärte sich auf. Der Wind vertrieb die schweren Wolken und die Sonne erschien wieder am blauen Himmelszelt. Jetzt wollte sich jeder schadlos halten für die lange Gefangenschaft; alle Sommergäste spazierten in Wald und Flur, und selbst die Kanzleiräthin ließ sich zu einer größeren Fußpartie bereden, die ihr Mann schon längst geplant hatte.

Hochbefriedigt, aber müde saßen sie am Abend dieses Tags in ihrem „Häusel", sprachen von ihrer bald bevorstehenden Abreise — die Ferien gingen zu Ende — und beobachteten den Himmel aufmerksam, denn für den heutigen Abend hatten die Astronomen Sternschnuppen angemeldet. Paul lief geschäftig hin und her, aber Niemand achtete auf ihn.

„Paßt auf, jetzt fällt eine Sternschnuppe", rief er plötzlich. Ein helles Licht flammte zwischen den beiden Wandschirmen auf — pautz! dröhnte ein Kanonenschlag durch das stille Thal und zischend fuhr eine Rakete aus der Eingangspforte der Veranda zum dunklen Nachthimmel empor! All das war das Werk eines Augenblicks.

Erschrocken sprang der Kanzleirath auf und stieß die Wand beiseite; da züngelten ihm schon die Flammen entgegen, denn Paul hatte das brennende Licht in seine Feuerwerksvorräthe fallen lassen, die ihm reichlich Nahrung gewährten. „Rettet Euch", schrie er, und riß seine Frau und Elsa die Stufen hinab, während die Steuerräthin von ihrer Seite herbeigestürzt kam und den erschrockenen Paul ergriff! Am äußersten Ende des Gartens, mitten im Levkoy, standen sie nun Alle dicht aneinander gedrängt und sahen mit grauenvollem Entsetzen, wie in der Veranda, der Stätte von so viel Glück und Kummer, rothe, blaue und grüne bengalische Flammen loderten; es knisterte, brauste, knatterte und zischte, ein Funkenregen ergoß sich nach allen Seiten und erstickender Rauch wälzte sich über Haus und Garten. Die Steuerräthin bebte vor Entsetzen und schüttelte ihren Liebling heftig am Arm.

„Du böses Kind, wie kannst Du solches Unglück über uns Alle bringen! Vergieb ihm, Karoline!" bat sie die Freundin, die sprachlos in die Flammen stierte.

„Wo ist Helene?" fuhr sie plötzlich empor.

„Helene, Helene! Mein Gott, sie ist noch auf der Veranda, in dem Feuermeer!"

„Ich muß sie retten!"

„Nein, das ist meine Pflicht!"

So suchten sich die beiden Frauen zuvorzukommen. O Wonne! Da erscholl ja Helenens Stimme am Gartenthor.

„Hier bin ich, Mutter! Mein Himmel, was ist nur geschehen?"

Auch der Herr Doktor Colberg tauchte eiligst hinter ihr auf, Frau Krauthuber kam herbei, die mit einer Nachbarin geschwatzt hatte, und hilfbereite Männer, die der Kanzleirath aufgeboten; jetzt drang man mit Wasser auf die Veranda vor. Endlich sank das Feuer in sich zusammen; nur hier und da züngelte noch eine Flamme empor und dann war Alles schwarz und still in der Veranda, Pauls Feuerwerk war abgebrannt!

Jetzt konnte man sich den angerichteten Schaden besehen. Löcher waren in die Dielen gebrannt, die Gartenmöbel und die wilde Rebe beschädigt, Fensterscheiben zersprungen, aber am meisten hatten die beiden „Häusel" gelitten. Helenens mühsame Arbeit war gänzlich vernichtet und das kahle Holzgerüst glich einer zerfallenen Ruine.

Mit Recht war Theodor empört, daß der Krämer einem so unverständigen Jungen so gefährliches Spielwerk verkaufte; aber als er ein strenges Verhör mit Paul anstellte, da gestand dieser endlich, daß er sich eine Visitenkarte mit „Dr. Colberg" heimlich angeeignet und nur gestützt auf dieses Dokument das Feuerwerk für den großen Bruder eingehändigt bekommen hatte. Jetzt war des Oberlehrers Selbstbeherrschung zu Ende, er ergriff Paul beim Kragen, schleppte ihn ins Haus und machte seiner Entrüstung durch eine Tracht Prügel Luft, wie sie Paul noch nie bekommen hatte.

XI.

Ein wichtiger Tag war für Schlangendorf angebrochen. Das Kinderfest, der Höhepunkt der Sommersaison, sollte abgehalten werden, und schön geputzt strömte Alt und Jung zur großen Waldwiese. Erfrischungszelte, Würfel- und Pfefferkuchenbuden waren aufgeschlagen, mit Vogelschießen und Topfschlagen sollten sich die Knaben und Mädchen unterhalten. Die Dorfmusikanten spielten zum Tanz auf und in einem Puppentheater gab man den ganzen Nachmittag den „Faust."

Elschen wanderte erwartungsvoll an der Seite der Eltern und Geschwister zum Festplatze, während Paul trauernd zu Hause saß und unter der Aufsicht seines strengen Bruders lateinisch übersetzte. Die zärtliche Mutter that diesmal keinen Einspruch gegen die pädagogischen Maßregeln des unerbittlichen Erziehers, denn sie war selbst bitterböse auf ihren Liebling. Nach dem Gesetz, daß die Eltern für die Dummheiten ihrer Kinder bestraft werden, hatte sie bereits eine bedeutende Summe bezahlen müssen. Frau Krauthuber erhob kolossale Ansprüche für die Beschädigungen an Haus und Garten und hatte Monatsrosen und Levkoy so hoch abgeschätzt, als sei ihr ein Palmenhain zertreten worden. Auch der Gemeindevorstand forderte eine Geldstrafe, da in Schlangendorf das „Abbrennen von Feuerwerk ohne polizeiliche Genehmigung" streng verboten war. Der Sternschnuppenfall in der Veranda kam ihr deshalb theuer zu stehen!

Daß sie den Wunsch hegte, sich ein wenig zu zerstreuen, war selbstverständlich, und da sie das neue rothe Satinkleid mit weißem Spitzenüberwurf, das sie eigens für die Schlangendorfer Festlichkeiten angeschafft hatte, noch nicht getragen, so beschloß sie, ebenfalls zum Kinderfest zu gehen, um es der staunenden Menge zu zeigen. Auch die Wirthin und ihre Magd hatten den Weg zum Walde eingeschlagen und den Laubfrosch ganz allein gelassen, der darüber sehr beleidigt war.

„Na, wart nur," brummte er, „ich will euch schon das Vergnügen versalzen!" und so stieg er bedächtig Stufe für Stufe bis in den untersten Keller seines gläsernen Hauses und brütete Rache.

Der Kanzleiräthin wurde der Lärm bald zu viel. Ihre Nerven waren von den Aufregungen des vergangenen Tages noch nicht zur Ruhe gekommen, und als sie sah, daß Elschen fröhlich tanzte und Helene sich in der Gesellschaft junger Mädchen amüsirte, flüsterte sie ihrem Manne zu, sie werde nach Hause gehen.

Wie glücklich war sie, als sie wieder in der Veranda saß, obgleich es dort traurig genug aussah. Wie gut, daß man morgen die Koffer packen und übermorgen abreisen wollte! Nachdem sie gestern mit Julie Arm in Arm unter dem Levkoy gestanden hatte, konnten sie unmöglich mehr die alte Feindschaft fortsetzen, aber zu ihrer früheren Freundschaft war doch noch ein gar zu weiter Weg.

Da hörte sie ihren Namen rufen; Paul war am offenen Fenster erschienen. Dieses führte nicht direkt auf die Veranda, lag aber so dicht daneben, daß man sich bequem unterhalten konnte.

„Bist Du schon wieder da, Pathe Lindner? Das freut mich, denn allein ists gar zu langweilig hier!"

„Hast Du nichts zu arbeiten, Paul?"

„Freilich! Aber ich komme nicht weiter, denn ich weiß nicht, wie „Krieg" auf Lateinisch heißt."

„Frage doch Deinen Bruder!"

„Der ist ja auch fortgegangen! Sag mirs, Pathe Lindner!"

„Aber, Paul, ich habe ja kein Lateinisch gelernt!"

„Ach, Du weißt es gewiß; es klingt wie ein Hundename, aber ich kann mich durchaus nicht darauf besinnen!"

„Ami? Hektor? Phylax? Pussel? Bello?"

„Richtig! Bello! Siehst Du, Pathe, Du kannst ja Lateinisch! Ach komm und hilf mir doch bei meiner Arbeit!"

Die Kanzleiräthin zögerte; in das Zimmer der Steuerräthin gehen — nein, das that sie nicht.

„Komm Du doch mit Deinen Büchern zu mir!"

„Theodor hat ja die Stube von außen zugeschlossen," klagte Paul, „ich könnte wohl zum Fenster hinausklettern, aber Theodor hat mir das extra verboten! Aber wenn Du zu mir durchs Fenster herein kommst, kann Dir mein Bruder nichts thun!"

Die Kanzleiräthin war ganz entsetzt über die Zumuthung, sich vom Geländer der Veranda auf den Fenstersims zu schwingen. Aber Paul ließ mit Bitten nicht nach.

„Ach komm, ich bin so traurig und so allein!"

Da wurde es ihr ganz eigenthümlich zu Muthe; wenn ihr Paul da drinnen wäre, und so beweglich nach ihr riefe, würde sie sich keinen Augenblick besonnen und selbst Unmögliches möglich zu machen gesucht haben. Nun fielen ihre Blicke auf ein langes Brett, das zur Wiederherstellung der verbrannten Dielen benutzt werden sollte.

„Wenn es fest auf dem Tische läge und ich schöbe das eine Ende in dein Fenster hinein . . ."

„Komm, Pathe!" jubelte Paul, „ich werde es schon festhalten!"

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Kopisten.

Von Gustav Schneider. (Nachdruck verboten.)

Der écrivain public wie auch der eigentliche Kopist, sind zwei keineswegs uninteressante Typen der Pariser Geschäftswelt. Der Erstere nistet sich der Schwalbe gleich, mit seiner kleinen hoffnungsgrünen Holzbude meistentheils in einem Winkel bei den Hallen, Märkten, neben den großen Gefängnissen, Hospitälern, sowie in der Nähe der Gerichte und der Kirchen ein.

Man muß nun nicht wähnen, daß seine Kundschaft lediglich aus schriftunkundigen Personen bestehe, häufig sind diejenigen, welche sich der Hand des homme public bedienen, bei weitem routinirter als er selbst und diktiren mit staunenswerther Gewandtheit: Gefängniß-, Hospital- sowie auch Geschäfts-, Bittschrift- und vorzugsweise Liebeshändel-Korrespondenz. Letztere gelten als die Hauptverdienstzweige dieser Literaten.

Dem gegenüber sind die Entreprises d'Ecritures ganz verzweigte, industrielle Unternehmungen, die oft Dutzende von Personen aller Art: Exadvokaten, vormalige Autoren,

Professoren, Zeichner, Journalisten, Ingenieure ꝛc. beschäftigen. Man lese einmal die Firmenschilder dieser meist den Börsenplatz umgebenden Geschäfte, und man wird sich leicht überzeugen, wie hier in allem was schriftliche Arbeit und industrielles Genie anbetrifft, alles Mögliche geleistet und selbst das Unmögliche noch versprochen wird. Literatur und Uebersetzung aus und in alle bekannte und „unbekannte“ Sprachen. Theater, Politik, Journalismus, Zeichnungen, Pläne, Unternehmungen, Betreibung hundertjähriger Prozesse und Projekte, Assoziation, Anleihen, Pachtungen, Verkäufe ꝛc. ꝛc. Familien- und Staats-Intriguen, Buchführung, Falissement, Erbschaftsverfolg und sonstige oft heikle und delikate Sachen.

Dem Direktor einer solchen Administration kommen oft wundersame Dinge unter die Hände, und kann er mitunter, wenn er der richtige „Zeugmeister“ ist, ein gutes Stück Geld verdienen, wohingegen seine Schreiber, d. h. die für Literatur und Theater selten auf mehr als 4 bis 5 Francs den Tag kommen, ganz abgesehen von den Zeiten, wo sie für eigene Rechnung „baronisiren“ müssen. Die meisten von ihnen haben, bevor sie die Stücke Anderer kopiren, selbst welche „begangen“, soviel aber ist gewiß, nachdem sie zum Kopiren verurtheilt sind, kommen sie nicht mehr in Versuchung, sich die Finger daran zu verbrennen.

Chat échandé craint l'eau froide. —

Erfahrung macht klug, und sind sie doch zu gut unterrichtet, um nicht zu wissen, was dabei herauskommt. Nach kurzer Uebung ihres Berufes bekommen sie betreffs der Manuskripte die Impassibilité eines Croupiers oder eines Todtengräbers. Das „Soviel“ die Zeile läßt sie zu einfachen Maschinen werden. Ihrem Indifferentismus gegenüber ist alles gleich.

Man müßte sagen, sie haben etwas Finsteres, diese Männer der Bastard- und der Rondeschrift; hat doch in ihren Augen der berühmteste Autor keinen Centimen mehr Werth, als der Bruder Debutant, oder Mainak.

Ich fand eines Tages bei einem der zahllosen Antiquare der Quais, unter einem Haufen werthloser Autographen ein kleines Carnet. Die überaus gefällige Handschrift in demselben erregte meine Aufmerksamkeit und ich erkannte, daß es das Notizbuch eines solchen Kopisten war. Unter anderen Mittheilungen, die auf die Familie und persönlichen Mißgeschicke des Betreffenden Bezug hatten, las ich hier folgende Notizen von allgemeinem Interesse:

„Diesen Morgen gab mir der Patron ein Stück zu kopiren, das von einem bekannten Autoren und von einem Aspiranten der Dramaturgie gezeichnet war.

Habe die Zeilen gezählt. — Es sind drei Zeilen von der Hand des „Bekannten“, das Uebrige ist von dem Kleinen. Natürlich wird der Bekannte später nur genannt und steckt „wenigstens“ drei Viertel des Autorenhonorars ein. — Es kommt vielleicht daher, daß ich niemals habe der Kleine sein wollen, dem ich meine heutige klägliche Existenz danke, der zufolge es mir vorbehalten, die vertheilende Gerechtigkeit bei anderen zu konstatiren und zu bewundern.

Unter anderem Datum.

Diverse Indiskretionen über einen noch lebenden Akademiker, die hier besser nicht hergehören.

Im Monat Oktober.

Wahrhaftig, das erste Mal in meiner sechzehnjährigen Praxis, daß ich eine neue Idee kopirte.

Dieu benisse le garçon qui m'etrenne! —

Tags darauf.

Wie es scheint, hat Gott ihn nicht segnen wollen, denn er hat sein Manuskript zurückverlangt, um es zu ändern. Sein Stück ist nur unter der Bedingung angenommen worden, daß er die „fraglich“ neue Idee streiche; auch hat man in der That Recht, man soll den Leuten nicht die Augen öffnen und den Göttern nicht auf die Hühneraugen treten.

An einer anderen Stelle fand ich folgende Statistik angeführt: „Schon 63 Mal im Prolog die alte Geschichte von dem gestohlenen Kinde kopirt, welches sich regelmäßig im letzten Akt wiederfindet; 72 Blinde, die wunderbarer Weise ihr Augenlicht und fast ebensoviele Stumme, welche die Sprache wiedergefunden haben; 980 Ehe- sowie sonstige beklagenswerthe Vorkommnisse, 1365 Duelle, meist aus Albernheit, weil Einer den Andern meist beim rechten Namen nannte, was dieser natürlich nicht duldete und honoris causa nicht so hingehen lassen darf, oder indem dieser auf Ehre versichert, daß jener vernagelt, was der andere absolut nicht glauben will. 1925 harmlose Verwechslungen, 763 Ent- und Verführungen, 1921 Finanzehen, 647 Erbschafts-Intriguen, 314 Tödtungen und Morde und 127 Vergiftungen. Ingleichen habe ich nahezu dieselbe Scene schon in 234 Dramen und dasselbe Stichwort in 433 Komödien ꝛc. kopirt.

Anderes Datum.

Das Publikum hat in der letzten Woche einen neuen Tanz adoptirt. Neununddreißig Vaudevillisten hatten heute bis Vormittag der Administration schon 39 Gelegenheitsstücke zu kopiren überbracht. — Alle haben die strengste Diskretion anempfohlen. Herr A. wegen des Kollegen B., dieser wegen des Herrn C., Herr D. aus Besorgniß für E. & Co. ꝛc. — Jeder hofft und glaubt der Einzige zu sein, um mit seinem Coupletgedudel einen Erfolg davon zu tragen.

Unter anderem Datum.

Aufgewärmter Kohl! Epidémie de reprises. Von namhaften Autoren nichts eingegangen, dafür zahllose Debutanten. — Dürfte ich reden, würde ich ihnen ungefähr folgendes sagen:

„Junger Mann, Sie betreten eine Laufbahn, für die sich jeder berufen glaubt und gern erwählt sein möchte. Sie kommen hierher mit ihrem kostbaren Manuskripte in der Tasche, noch haben Sie es nicht herausgezogen, doch errathe ich schon, es ist in Versen und wahrscheinlich in fünf Akten. Sie glauben ein Meisterwerk geschaffen zu haben, auch ist jede Ihrer schönen Tiraden wahrscheinlich schon mit einer Hoffnung beschwert. Sie haben selbst Freunde gefunden, welche Sie in diesem Ihren Glauben bestärkt haben. Und wenn die lieben Vetter und Freunde sich auch nicht geirrt, dennoch rathe ich Ihnen, Ihr geliebtes Manuskript wieder zurückzunehmen. Sie sparen gleich 35 bis 40 Francs.

Wie Sie erkennen, spreche ich nur in Ihrem Interesse, denn ich verliere einen kleinen Verdienst, aber ich rette entschieden eine Existenz.

Adieu, junger Mann! Keinen Groll und vor Allem auf „Nimmerwiedersehen.“ —

Zum Mainak jedoch würde ich sagen:

„Guten Tag altes Heft, wir kennen uns! —

Die Witzblätter reißen sich um den Inhalt Ihrer Stücke. Das Schicksal hat Sie zum Sündenbock verurtheilt, auch werden Sie wohl schwerlich ihr Steckenpferd ändern. Wilder Wahnsinn erweckt Schreck und Mitleid, harmloser Unsinn reizt den Spott.“

Zum Mode-Schriftsteller aber sagte ich:

„Meister, ich grüße Dich! —

Bist Du doch gerade so groß, als ich klein bin, nur daß der vorübergehende Erfolg sich an Deine Sohlen heftet und Dir zum Sockel dient. Dennoch kopire ich Deine Prosa, die meist wohl nur erstanden, im Grunde also nicht mal die Deine ist, mit derselben Ruhe, wie ich das einfachste Vaudeville für's Bobins-Theater kopire. —

Meister sei bescheiden, nütze die Zeit, avant que la vogue se lasse. Die Zukunft gehört Niemanden und der Neid wacht! —

Habe schon manchen gefeierten homme du jour kopirt, nach dem heute kein Hahn mehr kräht.“ —

So ungefähr würde ich reden.

Da ich aber Kopist bin, so werde ich mich aus guten Gründen schon hüten, die Geschäftsgeheimnisse zu verrathen und aus der Schule zu plaudern.

Wer würde überhaupt auch dem „armen Teufel“ nur ein Ohr leihen und glauben.

Also: Copie ce que dois,
Advienne que pourra.

Ein Fall.

Preisgekrönte Humoreske aus dem Englischen von Reg. Fürst. (Nachdruck verbot

„Welches war der interessanteste Fall in Ihrer langjährigen Praxis, Herr Professor?“

Es war bei einer kleinen Festlichkeit, welche zu Ehren des sich von seinem Berufe zurückziehenden, berühmten Professors Tournequet gegeben wurde — ein Ereigniß, das wir jüngere Aspiranten mit nicht geringer Befriedigung zu feiern uns geneigt fühlten — als obige Frage dem Ehrengaste vorgelegt wurde.

„Ich denke,“ sagte der alte Herr nach einigem Nachsinnen, und indem er einen väterlichen Blick durch seine goldene Brille über uns Alle hingleiten ließ, der interessanteste Fall, den ich jemals hatte, war wohl mein erster.“

„Würde es Ihnen beschwerlich fallen, wenn Sie ihn hier zum besten gäben?“

„Durchaus nicht! Der Grund, der mich früher zur Geheimhaltung verpflichtete, existirt längst nicht mehr.“

„Es ist jetzt fünfzig Jahre her,“ fuhr er fort, „daß ich mich zur Niederlassung am hiesigen Platze entschloß und den Wettstreit mit dem alten „Schneider“ aufnahm, dessen blinkendes, vergoldetes Schild, geschmückt mit den Emblemen seines Namens und Berufs, als „Praktischer Arzt und Chirurg“ bis dahin das Monopol gepachtet hatte, Narren den Weg zum qualvollen Tode zu erhellen.

„Er ging stets mit einem mürrischen Blicke an mir vorüber und sprach nur in verächtlichem Tone mit mir. Seine offenbare Absicht war, etwaige Ansprüche meinerseits im Keime zu ersticken, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte ich nie einen Fall zur Behandlung bekommen. Trotzdem schien es, als wollte mir dieses Glück gleich nach meiner Niederlassung lächeln, gegen seinen Willen.

„Ein armer Kerl hatte sich die Kehle durchschnitten, dabei aber die Schlagader am Halse verfehlt, während er eine Anzahl wichtiger Venen getroffen hatte. Der Bote, der zum alten Schneider geschickt wurde, denselben jedoch nicht zu Hause fand, hinterließ dort, daß er sofort nach seiner Rückkehr zu dem Verletzten kommen solle und holte mich währenddessen als Nothbehelf. Ich ging sofort mit ihm. Der Verwundete war infolge des großen Blutverlustes so erschöpft, daß er nur noch schwache Lebenszeichen von sich gab. Wenige Tropfen eines herzstärkenden Mittels, die ich ihm mit Gewalt einflößte, brachten ihn theilweise wieder zu sich. Ich schickte mich eben an, die Wunde zu nähen und zu verbinden, als Schneider hereingepoltert kam und mich grob bei Seite schob. Es läßt sich nicht streiten, der Fall gehörte rechtmäßig ihm, und ich konnte nichts dagegen einwenden, daß er den Patienten in seine Behandlung nahm.

„Hm,“ brummte er, nach dem Puls des Verwundeten greifend, welcher durch den Einfluß des Cordials etwas kräftiger geworden war. „Was haben Sie hier gemacht?“

„Ich gab ihm ein Stimulans,“ antwortete ich.

„Und warfen ihn auch gleich in ein heftiges Fieber,“ fuhr er mich an, ohne weiter auf mich zu hören. Dann, seine Lanzette hervorholend, zapfte er dem armen Teufel noch den letzten Rest Blut ab, den derselbe in sich hatte.

„Ich denke, Sie sind zufrieden mit Ihrem Werk,“ knurrte er, als der Patient tief aufathmete und todt zurücksank.

Entrüstet wollte ich Schneider's Anspielung, als sei ich Schuld an des Mannes Tode, zurückweisen, jedoch die Blicke und das Gemurmel der Herumstehenden belehrten mich, daß meine Worte wenig ins Gewicht fallen würden gegenüber denen des angesehenen und ehrwürdigen Quacksalbers, und daß ich mich nur schnell auf die Socken machen müßte, wenn ich überhaupt mit heiler Haut davonkommen wollte.

Ich ließ natürlich keine Gelegenheit vorübergehen, meine Handlungsweise zu rechtfertigen. Das Stimulans — ich bestand darauf — war absolut nothwendig, um die sinkenden Lebensgeister des Verunglückten zu heben, und ich wies den Stumpfsinn und die Verkehrtheit nach, einem ohnehin schon fast Verbluteten noch Blut zu entziehen. Jedoch die Zuhörer pflegten nur mit dem Kopfe zu schütteln und zu sagen: Doktor Schneider sei ein mächtig guter Kenner der Arzneikunde, und sie könnten mir nur rathen, ab und zu einen Wink von ihm anzunehmen.

Meine Aussichten, die niemals hoch über Null gestiegen waren, sanken jetzt aufs Aeußerste. Ich fing schließlich an, den Muth zu verlieren und ging schon ernstlich mit zu Rathe, ob ich nicht den nutzlosen Kampf aufgeben und die starrköpfige Bevölkerung dem alten Schneider und ihrem eigenen Schicksal überlassen sollte, als ich in einer Nacht eiligst zu einem Kranken gerufen wurde, der ein Bein gebrochen hatte.

Mr. Saommi Furneval, der meine Dienste wünschte, war ein angesehener Junggeselle in mittleren Jahren, den man in letzter Zeit sehr stark in Verdacht hatte, der Miß Potts, einer alleinstehenden, vermögenden Dame ungefähr gleichen Alters, ziemlich große Aufmerksamkeit zu schenken. Beim Versuch, einen schon ... Fahren befindlichen Zug zu besteigen, war er ausgeglitten und s... unglücklich gefallen, daß sein linker Fuß unter die Räder gerieth, und unterhalb des Kniegelenks vollständig zermalmt wurde. Sie brachten ihn auf einer Tragbahre nach Hause und, wie gewöhnlich in solchen Fällen, wurde zu sämmtlichen am Orte befindlichen Aerzten geschickt, das heißt in diesem Falle zu Doktor Schneider und zu mir.

Wir langten zu gleicher Zeit an.

„Es ist eine komplizirte Fraktur des Schienen- und Wadenbeins,“ sagte Schneider mit einer verständnißvollen Miene, indem er sich vordrängte und, um von dem Fall Besitz zu ergreifen, mit seiner häßlichen Pfote das verletzte Bein durch die Bekleidung hindurch unsanft betastete.

„Hier muß unverzüglich zur Amputation geschritten werden.“ Dabei legte er schon seine Instrumente in Bereitschaft.

„Ich werde Ihre Güte nicht in Anspruch nehmen,“ rief Mr. Furneval mit ziemlich energischer Stimme für seine jetzige Lage aus. „Ich ziehe es vor, mich in die Behandlung des Doktor Tournequet zu begeben.“

Alle sahen ihn verwundert an, und Schneider's Gesicht ward finster, wie eine Gewitterwolke.

„Ihr Blut komme über Ihr eigenes Haupt,“ schnaubte er unglückverkündend, packte seine Instrumente ein und schlug heftig die Thür hinter sich zu.

„Ich wünsche mit dem Doktor allein zu bleiben,“ sagte Mr. Furneval, nachdem Schneider verschwunden war, „und sobald Assistenz nöthig werden sollte, wird man sie beordern.“ Dieser Aufforderung wurde unmittelbar nachgekommen und, allein mit dem Patienten, that ich alles, was der Fall erforderte.

„Sie wollen doch nicht sagen, Herr Professor, daß Sie ohne jede Assistenz das Glied amputirten?“ fragte ein kleiner, wißbegieriger Jünger des Aeskulap über den Tisch herüber.

„Nein! Sehen Sie, da Mr. Furneval, wie ich schon bemerkte, der Miß Potts allen Ernstes den Hof machte, und es für besser befand, in ihre Gunst hineinzugehen, anstatt hineinzuhinken, so entschieden wir uns gegen eine Amputation und trafen demgemäß unsere Vorkehrungen.

Am nächsten Morgen begegnete ich dem alten Schneider auf der Straße. Diesmal blieb er, ganz gegen seine Gewohnheit, vor mir stehen.

„Wie geht's Ihrem Patienten?“ fragte er spöttisch.

„Ausgezeichnet!“ erwiderte ich.

„Ihre erste Amputation vermuthe ich?“

„Weder meine erste, noch meine letzte. Ich habe überhaupt nicht amputirt.“

„Ich denke, Sie wissen, daß das Bein zerschmettert war?“

„Gewiß weiß ich das,“ sagte ich gelassen.

„Und Sie haben nicht amputirt?“

„Nein.“

„Dann gehen Sie lieber gleich zum Tischler und bestellen einen Sarg für ihn.“

„Der ist jetzt gerade für eins Ihrer letzten Opfer beschäftigt, glaube ich.“ Damit eilte ich davon, ohne mich in ein weiteres Gespräch mit ihm einzulassen.

Fast eine ganze Woche sah mein Patient nur mich und die Dienerin, die ihm das Essen brachte. Dann erst wurden einige Freunde zugelassen, welche ihm den Stubenarrest, den er übrigens mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug, zu erheitern suchten.

„Nach sechs Wochen entfernte ich sämmtliche Splitter und schon am nächsten Tage konnte Mr. Furneval laufen, wie immer. Mein Ruhm war in Aller Munde. Sogar der alte Schneider konnte nicht dagegen ankämpfen; denn er selbst hatte überall die gefährliche Art der Verletzung ausposaunt und den baldigen Tod des Patienten in Aussicht gestellt. Meine Praxis stieg seit der Zeit von Tag zu Tage, und des alten Schneiders ehemalige Gönner und Anhänger schaarten sich bald so zahlreich um mich, daß er seine Bude schloß und sich voll Ingrimm zurückzog.

„War das Bein in der That so schwer gebrochen, wie man zuerst annahm?“ fragte der kleine, wißbegierige Doktor.

„Fast zu Pulver zermalmt, möchte ich behaupten.“

„Und machte sich nachher keine Lahmheit bemerkbar?“

„Nicht mehr, als bevor. Mr. Furneval hinkte immer ein bischen auf dem linken Fuß, aber ich denke, er that dies weniger nach dem Fall.“

„Wunderbar!“ rief der kleine Doktor.

„Durchaus nicht! Sehen Sie, meine Herren, darin liegt gerade das Geheimniß. Das gebrochene Bein war nämlich aus Holz, und wir ersetzten es durch ein besseres.“

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.